



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2008

Eine Sprache ist kein Monolith

Seidl, C ; Wirth, T

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-12139>
Journal Article

Originally published at:
Seidl, C; Wirth, T (2008). Eine Sprache ist kein Monolith. Bulletin des Schweizerischen Altphilologenverbandes, (72):5-18.

Eine Sprache ist kein Monolith

1. Einleitung

Wer in die traditionelle Schulgrammatik einer Sprache blickt – sei es eine lateinische oder die irgendeiner modernen Sprache –, bekommt üblicherweise den Eindruck von starker Einheitlichkeit vermittelt: Es scheint, als ob jede Sprache nur aus einem einzigen System mit einer einzigen festgelegten Standardgrammatik bestünde, aus der sich immer ablesen lässt, was richtig ist, während alle Abweichungen von dieser Norm als „falsch“ zu beurteilen sind. Diese Sicht ist grob vereinfachend, künstlich, und das Lernen nur dieser Grammatik im Unterricht führt keineswegs zu einer guten, „korrekten“ Sprachbeherrschung. Einem, der eine solche Standardgrammatik perfekt beherrscht, wird es so ergehen wie Eliza Doolittle in George Bernard Shaws *Pygmalion*: Diese Person wird zwar scheinbar korrekt sprechen – und dennoch ständig Fehler produzieren.

Woher kommt dieses Paradox?

Es liegt daran, dass jede sprachliche Äußerung nicht in einem gleichsam luftleeren Raum erfolgt, sondern stets in Abhängigkeit von mehreren außersprachlichen Gegebenheiten steht. Die moderne Sprachwissenschaft unterscheidet vier Varianzen, die nach folgenden Fragen unterschieden werden können:

1. „Diachronische“ Varianz der Sprache: Wann, in welcher Zeit, haben die Sprecher eine Äußerung getan?
2. „Diatopische“ Varianz: Woher stammen die Sprecher?
3. „Diastratische“ Varianz: Zu welcher sozialen Schicht gehören die Sprecher?
4. „Diaphasische“ Varianz: In welcher kommunikativen Situation verwenden die Sprecher die Sprache?

Diese Varianzen manifestieren sich in jeder Äußerung in einer natürlichen Sprache, im Latein genauso wie in jeder modernen Sprache. Mit der Erforschung der Frage, wie die genannten Varianzen eine sprachliche Äußerung beeinflussen, befasst sich die sog. „Varietätenlinguistik“. Ihre Ergebnisse ermöglichen einen viel realistischeren Blick auf das Phänomen Sprache und insbesondere auf die Frage, worin sich gewisse, anscheinend synonyme Ausdrucksweisen voneinander

unterscheiden. Da es unsere tiefe Überzeugung ist, dass gymnasialer Sprachunterricht nicht auf der Ebene der Grammatik und des Wortschatzes sowie – in den modernen Sprachen – der Kommunikationsfähigkeit stehen bleiben darf,¹ werden die Resultate der Varietätenlinguistik auch für den Unterricht in jedem beliebigen Sprachfach relevant.

Die folgenden Ausführungen haben zum Ziel, diese Unterrichtsrelevanz aufzuzeigen. Dazu werden die vier genannten Varianzen einzeln vorgestellt (Kap. 2 bis 5); nach einer allgemeinen Einführung (Kap. 2.1, 3.1 usw.) wird jeweils auch gezeigt, worin sich die betreffende Varianz speziell im Latein manifestiert (Kap. 2.2, 3.2 usw.). Anschließend werden die Varianzen in ihrem Zusammenspiel und ihrer gegenseitigen Beeinflussung gezeigt (Kap. 6). Zum Schluss folgen Ausführungen über den didaktischen Nutzen dieser Erkenntnisse und es werden konkrete Unterrichtsziele formuliert (Kap. 7).

2. Die diachronische Varianz

2.1. Allgemeines

Jede Sprache verändert sich mit der Zeit. Selbst wenn sich in einer Sprache eine standardisierte Form herausbildet, ist dieser allgemein verbindliche Standard immer für Veränderungen offen. Das gilt auch für die deutsche Sprache, deren Standardform am Beginn des 21. Jahrhunderts anders aussieht als 200 Jahre zuvor. Man erkennt das daran, dass Wörter, Wortformen und -bedeutungen sowie syntaktische Konstruktionen, die zur Zeit Goethes und Schillers üblich waren, heute selbst in einem durchaus entsprechenden literarischen Umfeld – diese Einschränkung ist wesentlich – nicht mehr gebräuchlich sind. Dass diese Unterschiede bestehen, ist unbestritten; strittig ist nur, *wie* und *ob überhaupt* dieser Sprachwandel auch qualitativ zu werten ist.

Bemerkenswerterweise kann ein Sprachwandel auch nur eine Teilmenge aller eigentlich „gefährdeten“ Formen bzw. Funktionen erfassen. Das wird deutlich am Beispiel des Genitivs, der in der deutschen Sprachkritik als vom Aussterben bedroht gilt, was sich sogar im Titel eines einschlägigen Werkleins von Bastian Sick niedergeschlagen hat: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. Bei näherer Betrachtung der verschiedenen Genitivfunktionen zeigt sich in der heutigen Standardsprache jedoch eine ganz andere Situation, wie aus folgender Tabelle hervorgeht:

Genitivfunktion		Beispiel	Tendenz
Attribut	vorangestellt, Personenname	<i>Peters<u>s</u> Auto</i>	stabil
	vorangestellt, geographischer Name	<i>Berlins<u>s</u> Bürgermeis-ter</i>	zunehmend (seit Ende 19. Jh.)
	vorangestellt, geograph. Name; abhängig von Personennamen	<i>Deutschlands<u>s</u> Oliver Kahn</i>	zunehmend (Ende 20. Jh., Pressesprache)
	vorangestellt, sonstige Fälle	<i>des<u>s</u> Kaisers<u>s</u> neue Kleider</i>	veraltet (nur noch archaisierend)
	nachgestellt, Personenname	<i>die Balladen Schil-lers<u>s</u></i>	abnehmend
	nachgestellt, sonstige Fälle	<i>das Haus des<u>s</u> Onkels</i>	stabil
Objektskasus		<i>ohne des<u>s</u> Anlasses<u>s</u> zu erwähnen</i>	stark abnehmend
Partitiv (als Attribut und als Objekt)		<i>ein Glas Weines<u>s</u></i>	veraltet
Präpositional- kasus	nach „alten“ Präp.	<ul style="list-style-type: none"> • wegen Umbaus<u>s</u> geschlossen • namens seines<u>s</u> Vaters<u>s</u> 	unterschiedlich: <ul style="list-style-type: none"> • abnehmend: wegen • stabil: namens • zunehmend: trotz, dank
	nach „neuen“ präp. Fügungen	<i>hinsichtlich des<u>s</u> Gesamtvolumens<u>s</u></i>	zunehmend (v. a. Verwaltungssprache)

Es zeigt sich also, dass nicht einfach „der“ Genitiv ausstirbt. Gerade in der Funktion, die Sick zu seinem Pamphlet den Titel geliefert hat und die zu unserer obigen Kategorie „nachgestellt, sonstige Fälle“ gehört, ist der Genitiv in der *Standardsprache* nach wie vor ungefährdet. Nur in bestimmten Funktionen und *kommunikativen Situationen* wird der Genitiv durch verschiedene andere morphologische Verfahren ersetzt (Näheres hierzu folgt in Kap. 5.1); andererseits kann der Genitiv sogar in neuen Funktionen verwendet werden, in denen er früher nicht gebräuchlich war.

2.2. Im Latein

Auch das Latein hat sich im Laufe der Jahrhunderte verändert. Selbst in Texten, die heute im Schulunterricht durchgenommen werden, sind Veränderungen der Sprache zwischen dem Altlatein des frühen 2. Jahrhunderts – bei Plautus und Terenz – und der Klassik zur Zeit Caesars und Ciceros gut erkennbar. Dies zeigt sich beispielsweise an den Formen des Konjunktiv Präsens von *esse*, der im Alt-

latein noch so lautet, wie man ihn von der indogermanischen Ursprache her erwartet, nämlich *s-iē-m*, *s-iē-s*, *s-iē-t*, *s-ī-mus*, *s-ī-tis*, *s-i-ent*. 100 Jahre später jedoch hat sich das Konjunktivzeichen *-ī-* in sämtlichen Personen analogisch durchgesetzt.

In der Zeit nach der Klassik passiert dann ein merkwürdiges Phänomen: Die uns vor allem überlieferte geschriebene lateinische Standardsprache wird – ohne Eingriffe von irgendwelchen Akademien oder staatlichen Stellen – zum Modell für alle späteren Zeiten, und zwar so stark, dass von nun an in dieser Schriftsprache nur noch marginale Veränderungen eintreten, wie z.B. das nunmehr durchgängig nach der 3. Konjugation flektierte Verb *ēsse/edere*. Sonst jedoch blieben die lateinische Orthographie² und die gesamte Formenlehre sowie die Syntax im Wesentlichen unverändert; allenfalls sind Formen seltener geworden oder ganz ausgestorben (z.B. das Supinum I) bzw. syntaktische Konstruktionen haben an Häufigkeit zugenommen (das Gerundium auf Kosten des Partizips der Gleichzeitigkeit). Diese Versteinerung der Schriftsprache hat zur Folge, dass jemand mit seinen Kenntnissen der Formen und Syntax des klassischen Lateins ohne Probleme auch Texte lesen und verstehen kann, die ein halbes Jahrtausend nach Cicero entstanden sind; man muss also nicht eigens eine „spätlateinische Grammatik“ neu lernen.

Die rigide Standardisierung der Sprache mit dem Festhalten an der Grammatik des 1. Jahrhunderts hatte jedoch eine gravierende Auswirkung: Neben der uns greifbaren geschriebenen Sprachform existierte ja immer auch eine gesprochene Sprache. Diese Sprachform ist unter dem unglücklichen Namen „Vulgärlatein“ bekannt geworden und gehört, da ursprünglich nur im mündlichen Gespräch verwendet, eigentlich zur Diaphasie (vgl. Kap. 5). Während die geschriebene Sprache erstarrte, entwickelte sich die gesprochene Sprache des Alltags ungehindert weiter und entfernte sich Schritt für Schritt vom Schreibstandard. Deshalb wurde der Aufwand, sich den Schreibstandard anzueignen, mit der Zeit immer größer. Als dann im Gefolge der Völkerwanderungszeit auch das Schulsystem weit gehend zusammenbrach, blieb kaum jemand übrig, der die klassische Schreibsprache noch beherrschte; wer überhaupt noch schreiben konnte, schrieb, von formelhaften Versatzstücken abgesehen, meist so, wie ihm der Schnabel gewachsen war, so dass also die analphabetische Gesellschaft des Jahres 700 einen zeitgenössischen geschriebenen lateinischen Text, der vorgelesen wurde, recht gut verstehen konnte.³ Einzig in Irland, wo das Latein neben der einheimischen keltischen Sprache stets eine zu lernende Fremdsprache geblieben war, blieb, von den Wirren der Völkerwanderungszeit unbeschadet, der klassische lateinische Schreibstandard erhalten. Dann aber versuchte auf dem Kontinent Karl der Große, unterstützt von seinem „Bildungsdirektor“, dem Iren Alkuin, den christlichen Glauben wieder zu heben. Ein Mittel dazu waren verbesserte Lateinkenntnisse des Klerus; dieser wurde an-

gehalten, den Gläubigen Predigten aus der Zeit Augustins zu halten – mit dem Erfolg, dass niemand mehr verstand, was gepredigt wurde. Die Kirche reagierte schnell: 814 fand in Tours ein Konzil statt, das verfügte, die Priester sollten künftig danach trachten, die Predigten „*in rusticam romanam linguam aut thiotiscam*“ zu übersetzen: das erste Zeugnis für das mittlerweile entstandene Bewusstsein, dass die Alltagssprache kein Latein mehr war, sondern eben eine andere Sprache. Erst damals ist Latein endgültig zur toten Sprache geworden, die von niemandem mehr als Erstsprache gesprochen wurde.

3. Die diatopische Varianz

3.1. Allgemeines

Alle modernen Sprachen weisen in mehr oder minder ausgeprägtem Maße eine räumliche Gliederung in Dialekte auf, wobei diese unterschiedlich lebenskräftig sind: Recht vital sind sie im Italienischen, fast völlig verschwunden sind sie in Frankreich, in der französischen Schweiz sowie im nord- oder niederdeutschen Raum; in der deutschen Schweiz sind sie lebendiger denn je.

Weniger bekannt ist, dass selbst die heutigen eigentlich stark normierten, zur Vereinheitlichung tendierenden Standardsprachen meist ebenfalls, wenn auch schwach, räumlich gegliedert sind. Die räumlichen Unterschiede haben – worauf hier ausdrücklich hingewiesen sei – nichts mit „dialektnaher“ Sprache oder gar „Umgangssprache“ zu tun (vgl. Kap. 5), sondern sie stellen in ihren Verbreitungsgebieten zum Teil den ganz normalen, unauffälligen Standard dar, der denn auch in den Schulen als solcher gelehrt wird. Aus diesem Grund gibt es zwischen den verschiedenen diatopischen Ausprägungen der Standardsprachen auch keine qualitativen Unterschiede; in der modernen Forschung spricht man in diesem Fall von „plurizentrischen Sprachen“. Ein Musterbeispiel für eine solche plurizentrische Sprache ist neben dem Spanischen und dem Englischen auch das Neuhochdeutsche, wo es beträchtliche Unterschiede nicht allein zwischen den Standardsprachen der verschiedenen, mehrheitlich deutschsprachigen Länder gibt. Hierzu vergleiche man Helvetismen wie das seit dem frühen 20. Jahrhundert zugunsten von <ss> gänzlich aufgegebene <ß> (<Strasse>) bzw. Strukturen des Typs *gut, seid ihr gekommen* (statt *gut, dass ihr gekommen seid*), Austriaismen wie *Jänner* für sonst übliches *Januar* sowie sog. „Teutonismen“ wie *Geldautomat* (in Österreich: *Bankomat*, in der Schweiz: *Bancomat*). Auch innerhalb Deutschlands finden sich bemerkenswerte Unterschiede wie im Norden übliches *Sonnabend* bzw. *Apfelsine* (im Süden sowie in Österreich und der Schweiz: *Samstag* bzw. *Orange*).

3.2. Im Latein

Im Gegensatz zum Altgriechischen sind im Latein – jedenfalls, was potenzielle Schultexte betrifft – kaum diatopische Differenzen auszumachen. Allenfalls findet man in altlateinischen Inschriften noch (wenige) derartige Unterschiede.⁴ Schon bald aber kommt es zu einer schließlich offenbar vollständigen Entdialektalisierung.

Im Gefolge der Ausbreitung des lateinischen Sprachgebiets über weite Teile Westeuropas und des Maghreb ist mit Sicherheit damit zu rechnen, dass neuerliche Dialektunterschiede entstanden sein müssen, denn es ist schlechterdings unvorstellbar, dass auf einem Gebiet von annähernd 3'000'000 km² überall dieselbe Sprache gesprochen worden sein soll. Zwar sind Zehntausende von gut lokalisierbaren Inschriften erhalten und diese strotzen zum Teil vor Abweichungen vom Standardlatein, doch lassen sich auch in diesen „Fehlern“ keine räumlichen Unterschiede feststellen. Entsprechende Anzeichen sind erst nach der großen politischen und ökonomischen Krise, die das Römische Reich im 3. Jahrhundert n.Chr. durchmachen musste, zu erkennen: Die ersten unzweifelhaften diatopischen Unterschiede stammen aus der Zeit des ausgehenden 4. Jahrhunderts. Von da an werden Dialektalismen – aber nur bei Autoren, die den Schreibstandard nicht mehr so gut beherrschen (vgl. oben 2.2), nicht jedoch bei „Klassikern“ wie Augustin und Boethius – immer häufiger und es ist deutlich zu erkennen, dass das lateinische Sprachgebiet schon um 500 n.Chr. in verschiedene, ganz kleinräumige Dialektgebiete zerfallen war.

4. Die diastratische Varianz

4.1. Allgemeines

Die Sprecher einer Sprache bilden kein einförmiges Ganzes, sondern lassen sich nach unterschiedlichen Kriterien in verschiedene Gruppen einteilen. Mitunter wirkt sich die Gruppenbildung auch sprachlich aus.

Erkennbar ist dieser Umstand zunächst einmal daran, dass sich schon auf Grund von gemeinsamen Beschäftigungen und Interessen ein gruppenspezifischer Wortschatz herausbildet. Wenn sich die betreffende soziale Gruppe als Fachleute mit einer bestimmten Materie beschäftigt, kann ihr Wortschatz differenzierter sein als der Allgemeinwortschatz. Beispiele finden sich massenhaft, so etwa in der Landwirtschaft für die fein differenzierten Altersstufen von Nutztvieh oder auch in der Graffiti-Szene (z.B. der Anglizismus *Tag* „Unterschrift in Kürzelform“). Andererseits existieren manchmal für gewisse, allgemein bekannte Konzepte auch gruppenspezifische Synonyme: Dabei kann es sich um Wortkürzungen handeln wie *Ex* (aus *Examen* für „Prüfung“ an Mittelschulen) oder ganz anders ver-

wendete Ausdrücke wie bei Schweizer Jugendlichen *easy* als Antwort auf eine Entschuldigung. Dieser Spezialwortschatz, der Außenstehenden zum Teil unverständlich ist, erhält dadurch eine wichtige sekundäre Funktion: Er wirkt innerhalb der Gruppe identitätsstiftend und gegen außen hin abgrenzend. Die genannten Phänomene beschränken sich aber gewöhnlich nur auf den Wortschatz, und – was wichtiger ist – sie werden oftmals von den Gruppenangehörigen nur gruppenintern verwendet, ihr Gebrauch ist also situationsabhängig und gehört deshalb in die Diaphasie (vgl. unten Kap. 5).

Wichtiger sind die Unterschiede, die sich in Abhängigkeit von der Zugehörigkeit der Sprecher zu einer sozio-ökonomischen Schicht manifestieren: So ist es ein Faktum, dass besonders Angehörige der Unterschicht sich sprachlich anders ausdrücken als Angehörige von Mittel- und Oberschicht. Dies liegt unter anderem an der unterschiedlichen Dauer und Intensität auch der sprachlichen Ausbildung sowie am sprachlichen Umfeld in der Familie.

Über diese unterschiedliche Verfügbarkeit verschiedener sprachlicher Register – die wiederum in die Diaphasie von Kapitel 5 gehören – hinaus ist oftmals zu beobachten, dass die Angehörigen bestimmter sozio-ökonomischer Schichten dadurch, dass sie fast ständig nur mit Ihresgleichen Kontakte haben, einen speziellen Wortschatz bzw. eine eigene Aussprache aufweisen. Bekannt sind etwa bei der Pariser Oberschicht der „*accent du XVI*“ oder in Bern die Sprache der Patrizier bzw. der alteingesessenen Bürger-Geschlechter.

In solchen Fällen verraten die Sprecher mittels ihrer Sprache automatisch, dass sie aus einer bestimmten sozialen Schicht stammen. Dies hat zwei Folgen: Erstens schließen die Hörer von der Sprachform eines Sprechers auf dessen Prestige und zweitens werden die Sprecher der weniger prestigeträchtigen Varietät versuchen, dieses Stigma abzulegen; die Sprachform der Oberschicht gilt als nachahmenswertes Beispiel.

4.2. Im Latein

Auch im Latein sind natürlich Ausdrücke bekannt, die zumindest ursprünglich nur in bestimmten Berufsgruppen verbreitet waren. Darüber hinaus muss es auch sprachliche Unterschiede zwischen den verschiedenen sozio-ökonomischen Schichten gegeben haben. Bei der Deutung der Befunde ist jedoch zu berücksichtigen, dass die uns erhaltenen Textzeugnisse fast ausnahmslos in der Standardform überliefert sind, wie sie von Angehörigen der Oberschicht geprägt worden ist. Wir wissen also praktisch nur, wie die Oberschicht *schrieb*, aber nicht sehr gut, wie sie allenfalls *gesprochen* hat. Auf der anderen Seite sind – in Inschriften (man denke vor allem an die Wandinschriften aus Pompeii) und erhaltenen Briefen (etwa des Soldaten Claudius Terentianus) – auch schriftliche Äußerungen von Leuten aus

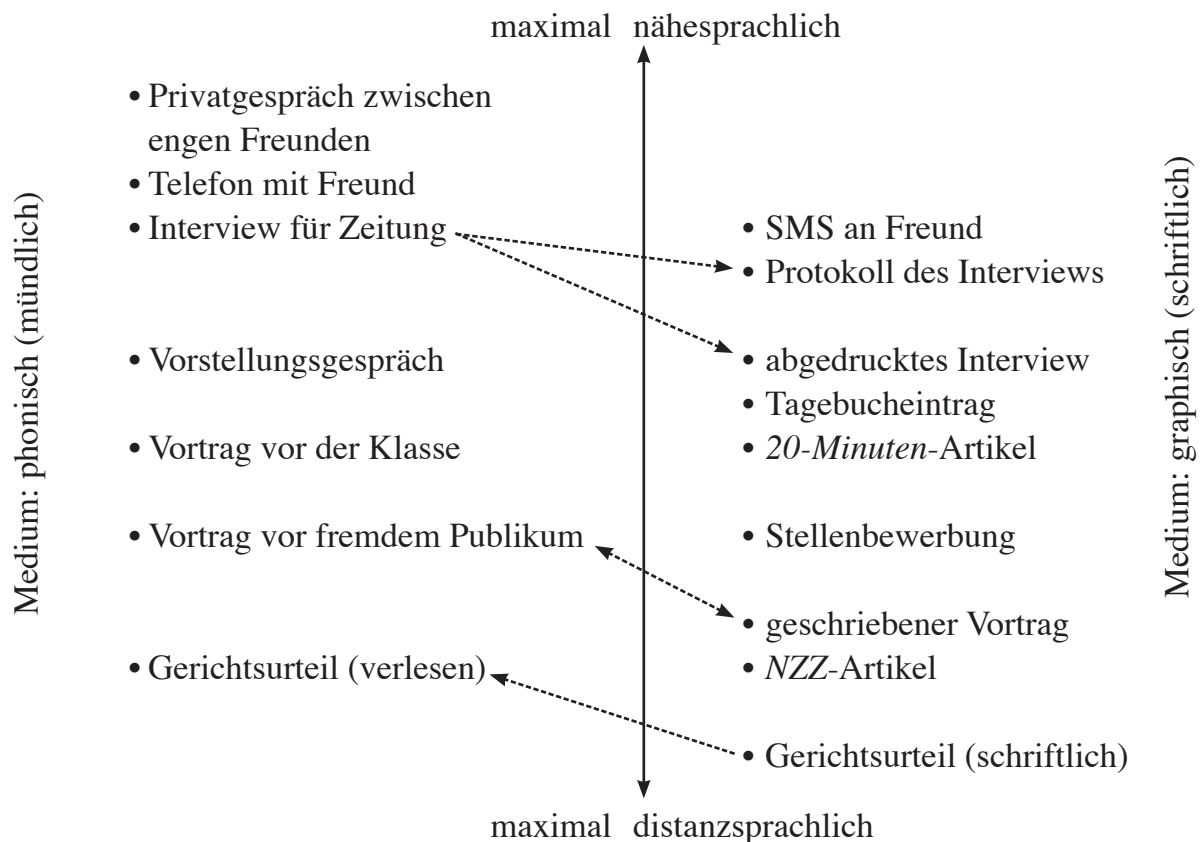
der Unterschicht überliefert. Darin treten zwar zahlreiche Abweichungen vom sonst üblichen Standard auf, ihren Grund haben diese aber eben darin, dass bildungsferne Schichten mit wenig Übung im Verfassen von schriftlichen Texten Elemente ihrer Alltagssprache durchscheinen lassen. Es lässt sich also erkennen, wie die Unterschicht gesprochen hat, doch wissen wir meistens nicht, ob diese Aussprache auch für Angehörige der Oberschicht gegolten hat. Immerhin gibt es ein paar Ausnahmen: So wissen wir aus mehreren Quellen, dass die Aussprache des Diphthongs /au/ als langes /ō/ typisch für die römische Unterschicht war; populistische Anbiederung an diese Schicht veranlasste Ciceros Gegner, den hochadligen *Publius Claudius Pulcher* dazu, sein Nomen gentile in die plebeii-schere Form *Clodius* abzuändern. – Eine Fundgrube sind die „*Satyrica*“ des Petron mit den (fiktiven) Reden der handelnden Personen, in denen auch an der Sprache gut zu erkennen ist, dass hier Leute mit sehr unterschiedlichem Bildungsgrad sprechen: Während die Äußerungen der Hauptpersonen (vor allem diejenigen von Encolpius und Eumolpus) den Gesprächston gebildeter Römer aus gutem Haus zeigen, sind in den Freigelassenengesprächen mehrere Anzeichen dafür vorhanden, dass wir es mit Leuten zu tun haben, die trotz ihres Reichtums Angehörige der Unterschicht geblieben sind. Dafür sind weniger die allgemein bekannten Abweichungen von der lateinischen Standardsprache typisch – denn diese sind in vielen Fällen situationsbedingt, also diaphasisch zu erklären (vgl. unten 5.2) –, sondern andere Eigenheiten wie der häufige Rückgriff auf Phrasen mangels eigener Formulierungskünste (z.B. bei Seleucus [Kap. 42]: *aqua dentes habet; antiquus amor cancer est*), das monotone Vokabular (vgl. die Geschichte vom Werwolf in Kap. 61 ff.)⁵ oder die vulgäre Ausdrucksweise (vgl. Seleucus: *frigori laecasin dico* [gr. λαικάζειν; vgl. engl. *fuck off!* „hau ab“]; der Gastgeber Trimalchio drückt sich zunächst noch vornehm verhüllend aus, vgl. Kap. 47 *sua re causa facere* bzw. *facere, quod se iuvet*, während er später, immer betrunken, die Dinge beim Namen nennt, vgl. Kap. 71 *ne in monumentum meum populus cecatum currat*; vgl. auch den wüsten Streit mit seiner Frau Fortunata in Kap. 74).

5. Die diaphasische Varianz

5.1. Allgemeines

Von zentraler Wichtigkeit für den sprachlichen Ausdruck ist die Situation, in der eine bestimmte sprachliche Äußerung erfolgt. Um die mannigfaltigen kommunikativen Situationen in einleuchtender Weise zu klassifizieren, sind verschiedene Modelle vorgeschlagen worden. Als auch für didaktische Zwecke nützlich erweist sich das folgende: Verschiedene denkbare Situationen werden als auf einem **Kontinuum** liegend aufgefasst: Am einen Pol liegt eine besonders intime Sprach-

form (genannt „Nähesprache“), am anderen eine hochoffizielle (genannt „Distanzsprache“):



Kommentar:

Je nach Situation drücken wir uns also unterschiedlich aus: Im vertrauten Gespräch mit einem guten, persönlich anwesenden Freund über ein beiden bekanntes, emotional in hohem Maße geladenes Thema sprechen Angehörige **aller** Sprachen und Schichten anders als in einem Vortrag, in dem man einem fremden Publikum ein unbekanntes Thema nahe bringen soll. Auch im schriftlichen Ausdruck gibt es deutliche Unterschiede: Ein SMS wird anders formuliert als ein Bewerbungsbrief. Insgesamt besteht eine Abhängigkeit vom gewählten Medium (Schallwellen bzw. Schrift), indem nähersprachliche Äußerungen üblicherweise meist gesprochen sind, während distanzsprachliche eher schriftlich niedergelegt werden.

Die gestrichelten Pfeile zeigen, wie sich bei ein und derselben Situation die Lage auf dem Kontinuum verschiebt, je nachdem, ob die Situation vom mündlichen ins schriftliche Medium übertragen wird oder umgekehrt. Dies liegt daran, dass für die mündliche Kommunikation typische Eigenheiten wie (1) Gesprächsübernahmesignale (als engl. Fachausdruck: „turn-taking signals“), die die Funktion haben, dem Gesprächspartner anzuzeigen, dass man die Sprecherrolle übernimmt (vgl. Schweizerdeutsch *aso* oder engl. *well*), (2) Überbrückungssignale *ähh* (mit der Bedeutung: „ich möchte weitersprechen, doch suche ich gerade nach einem Ausdruck“), (3) Beendigungssignale wie Schweizerdeutsch *oder?* (zeigt an, dass man mit seiner Botschaft zu Ende ist), (4) Wortwiederholungen wie *die ... die ... die ... Desoxyribonukleinsäure* usw. bei der Übertragung in das jeweils andere Medium herausgefiltert werden oder (im Falle des Verlesens, zuvor schriftlich formulierten Vortrags bzw. Urteils) neu dazukommen.

In dieser Kategorie von situativ bestimmter Sprache haben auch die Begriffe **Standardsprache** und **Umgangssprache** ihren Platz:

- Die **Standardsprache** hat eigentlich den Zweck, vor allem die schriftliche Kommunikation für ein größeres, fremdes Publikum auch über unbekannte Themen, ohne direkten Kontakt über weite Distanzen zu gewährleisten. Dagegen gehört die Verwendung der Standardsprache in intimen Situationen, also am anderen Ende des Kontinuums, nicht zu deren ursprünglichem Aufgabenbereich, ja sie kann dort sogar gespreizt und deplatziert wirken.
- Die **Umgangssprache** dient hauptsächlich der direkten mündlichen Kommunikation unter einander Bekannten über vertraute Themen des Alltags. Damit liegt ihr typischer Anwendungsbereich vor allem am nächstsprachlichen Pol des mündlichen Mediums.

Mit Hilfe dieses Kontinuums lassen sich nunmehr verschiedene oben aufgeworfene Fragen klären:

- Das angebliche Aussterben des Genitivs (vgl. oben Kap. 2.1), das laut Sprachschützern ein deutliches Zeichen für den Verfall der deutschen Sprache darstellt, macht sich im heutigen Deutsch vor allem als mehr oder weniger vollständiges Fehlen dieses Kasus in der gesprochenen Nähesprache – also in der Umgangssprache – bemerkbar, die jedoch einen ganz anderen Anwendungsbereich hat als die geschriebene Distanzsprache.

Analog verhält es sich mit anderen Phänomenen, die von der Sprachkritik ebenfalls als Zeichen einer „Sprachverhunzung“ gedeutet werden, so, wenn Wolf Schneider unlängst⁶ das in Chats übliche „Kindergelalle“ (*megaknuddel*) mit einer Ballade von Goethe vergleicht: Dieser Vergleich zwischen spontaner Nähesprache und artifizieller, in langer Planung entstandener Poesie ist schlechterdings unzulässig; wenn schon, hätte Schneider Goethes Götz-Zitat mit heutigen Beschimpfungen vergleichen müssen.

- Auch die unterschiedliche Verwendung des Standarddeutschen bzw. der Schweizerdeutschen Dialekte wird jetzt klarer: Die distanzsprachliche Kommunikation erfolgt in Standarddeutsch, für die nächstsprachliche ist grundsätzlich Dialekt vorgesehen.

5.2. Im Latein

Im Gegensatz zu den recht spärlichen Spuren von diachronischer, diatopischer und diastratischer Varianz finden sich selbst im geschriebenen Standardlatein zahlreiche Textzeugnisse, die im erwähnten Kontinuum an unterschiedlichen Stellen lokalisiert und damit eher als distanz- bzw. eher als nächstsprachlich bezeichnet werden können.

Sammelbegriff für die eher nächsprachlichen Ausdrucksformen ist das berühmte-berüchtigte „Vulgärlatein“: Im Gegensatz zum ersten Anschein handelt es sich hierbei aber nicht nur um die Sprache des römischen *vulgus*, sondern um die allgemein gebräuchliche Sprache des täglichen Gebrauchs und damit um das Analogon zur heutigen deutschen „Umgangssprache“. Diese täglich verwendete Sprachform war es, die langsam, im Laufe der Jahrhunderte, in die romanischen Sprachen überging. Für distanzsprachliche Situationen – vor allem des schriftlichen Mediums – bildete sich bis in die Zeit des Klassischen oder Goldenen Lateins die oben in Kap. 2.2 erwähnte Standardvariante heraus, das in allen Grammatiken kodifizierte „Klassische Latein“. Deutlicher ausgedrückt:

Das sog. „Vulgärlatein“ ist nicht, wie manche Philologen immer noch wähnen, eine minderwertige Verfallserscheinung, die obendrein aus dem klassischen Latein hervorgegangen sein soll, sondern die neben der Standardform für andere kommunikative Zwecke geeignete, stets präsente Umgangssprache, aus der sich die Standardvariante erst in (vor-)klassischer Zeit entwickelt hat.

Da schon von der Themenwahl her viele nächsprachliche Situationen nicht zu einer Verewigung in schriftlicher Form bestimmt sind, gibt es nicht viele Zeugnisse dieser lateinischen Umgangssprache, die auf uns gekommen sind. Zu den bekanntesten gehören – im Rahmen der Schullektüre – private Briefe Ciceros (etwa an seine Kinder und an seinen Bruder), (fiktive) Dialogpartien in der altlateinischen Komödie bzw. in den Satiren des Horaz (zumal die berühmte Schwätzersatire) sowie die schon erwähnten Unterhaltungen der Freigelassenen in Petrons „*Satyricon*“.

Diese lateinische Umgangssprache hat man sich nicht als völlig andere Sprachform vorzustellen; viele ihrer Eigenschaften stimmen mit dem geschriebenen Standard überein, doch gibt es einige charakteristische Unterschiede, die sich auch in **jeder anderen** Sprache finden:⁷

- Kurzformen: *si ante venisses, saltem nobis adiutasses*.
- Präzisierungs- und Korrektursignale: *medici eum perdiderunt, immo vero malus fatus*.
- Antwortsignale, die zeigen, dass man aufmerksam zuhört: *hem; hui* (in Komödien).
- Viele stark betonte Demonstrativpronomina und -Partikeln: *etiam videte, quam porcus ille* [statt erwartetem *hic*] *silvaticus lotam comederit glandem!*
- Interjektionen: *heu, eheu! utres inflati ambulamus*.
- Wenig ausgefeilter Wortschatz (monoton, „Passe-partout-Wörter“): *venimus inter monimenta. homo* (= *comes, amicus*) *meus coepit ad stelas facere* (= *mingere/cacare*). *sedeo ego cantabundus et stelas numero*.

- Kurze Sätze; wenige Nebensätze; die logische Beziehung zwischen Aussagen wird durch Adverbien oder überhaupt nicht ausgedrückt: (vgl. die Asyndesen im vorhergehenden Beispiel).
- Spezieller umgangssprachlicher Wortschatz: *et thesaurum invenit* (statt distanzsprachlichem: ... *repperit*)⁸.

6. Das Zusammenspiel der vier Varianzen

Die vier Varianzen kommen nicht isoliert vor, sondern hängen zusammen:

- Das heißt, dass etwa die Nähesprache (Diaphasie) unter Jugendlichen (Diastratie) in der Schweiz (Diatopie) heute (Diachronie) anders aussieht als etwa die Nähesprache der heutigen Jugendlichen in Deutschland. Dies war schon am oben in Kap. 4.1 genannten *easy* zu erkennen, das derzeit unter deutschen Jugendlichen nicht als Antwort auf eine Entschuldigung verwendet wird.
- Zudem ist es möglich, dass Charakteristika ihre Zugehörigkeit zu einer der Varietäten im Laufe der Zeit ändern. Besonders gut sichtbar wird dies an den deutschen Dialekten: In weiten Teilen des deutschen Sprachgebiets ist der jeweilige, von der Standardsprache gleichsam „überdachte“ Dialekt zu einer Sprachform der Unterschicht mit entsprechend geringem Prestige geworden, ein diatopisches Charakteristikum hat sich also zu einem diastratischen entwickelt. Dem entsprechend bemühen sich viele Leute, aus ihrer eigenen Sprache möglichst alles auszumerzen, was auch nur anflugsweise regional (und damit: nach Unterschicht) klingt, bzw. es achten Eltern darauf, dass ihre Kinder nur ein möglichst „unauffälliges“ Standarddeutsch beherrschen. Dies führt zu einem „sprachlichen Klima“, das großenteils von der Angst der Sprecher geprägt ist, durch Abweichungen vom Standard sofort als Angehörige der Unterschicht auf- und damit abzufallen. Vollkommen anders ist die Situation in der Deutschschweiz sowie in Vorarlberg, wo der jeweilige Ortsdialekt überhaupt nicht mit einer sozialen Schicht assoziiert wird, sondern von jedermann in jeder Situation verwendet wird und deshalb auch nicht stigmatisierend wirkt.
- Das in Kap. 5.1 geschilderte Kontinuum von Nähe- und Distanzsprache steht nicht allen gesellschaftlichen Schichten in vollem Umfang zur Verfügung, es gibt also diastratische Unterschiede: Das graphische Medium fehlt (funktionalen) Analphabeten ganz und vom phonischen Medium beherrschen viele Leute aus der Unterschicht nur die Bereiche am nächstsprachlichen Pol. Dadurch erhalten viele Charakteristika der Nähesprache für Angehörige der oberen Schichten wiederum ein niedriges Prestige und sie versuchen, sich möglichst nur distanzsprachlich auszudrücken.

Durch die unterschiedlichen Variations- und Beeinflussungsmöglichkeiten ergibt sich also ein äußerst facettenreiches Bild, ein Bild, das der Vielgestaltigkeit einer Sprache viel besser gerecht wird als die einförmige, nur vom Duden geprägte „Schwundstufe“ einer Sprache, die von den Sprachschützern propagiert wird.

7. Die vier Varianzen der Sprache im Unterricht

Die obigen Ausführungen haben Konsequenzen für den Unterricht: Philologen beschwerten sich, die Jugendlichen seien sprachlich unkultiviert. Angesichts dessen sehen sie ihre Aufgabe darin, das „Deutsch“ der Schüler zu verbessern, damit diese – ohne Rücksicht auf die kommunikative Situation – eine möglichst gepflegte Standardsprache verwenden.

Es geht jedoch um etwas anderes: Bei den Gymnasiasten soll erstens das Bewusstsein für die vier Varianzen – insbesondere für die **diaphasische** – geweckt und zweitens soll ihnen die Fähigkeit vermittelt werden, sich den jeweiligen situativen Anforderungen entsprechend auszudrücken. Es geht also nicht darum, den Jugendlichen die von ihnen bereits beherrschten nähesprachlichen Register auszutreiben und sie durch ein einheitliches distanzsprachliches zu ersetzen.

Damit dies möglich wird, muss zunächst die Lehrkraft selber ihr Verhältnis zur Sprache und zu den vier Varianzen überdenken. Was die Diaphasie betrifft, so gelingt das am besten, wenn man den eigenen Sprachgebrauch überprüft: Wie habe ich gerade mit einem Kollegen im Einzelgespräch gesprochen – und wie in der Lehrerkonferenz? Wie habe ich letztthin ein SMS an meinen Partner formuliert – und wie einen Leserbrief?

Wie kommt das Thema im Unterricht vor? Im Lateinunterricht ist das **Übersetzen** der Ort, und zwar schon bei den Lehrbuchtexten. Das Ziel besteht ja darin, dass die Schüler textgerecht übersetzen. Eine Möglichkeit ist: Man beobachtet die Schüler, wie sie übersetzen, korrigiert und erläutert, aber zunächst noch ohne theoretischen Hintergrund. Bei den Wörterangaben in den Lehrbüchern ist die deutsche Wiedergabe zu überprüfen: Sind die Lernwörter nicht auf eine unpassende (z.B. altertümliche) Weise übersetzt (*gratia* = „Anmut“)? Dasselbe gilt für die Grammatik: Optativischer Konjunktiv im Hauptsatz ist im Deutschen nicht durch „möge...!“, sondern z.B. durch „hoffentlich ...“ wiederzugeben.

Irgendwann ist es dann Zeit, in der nötigen Knappheit auch den sprachtheoretischen Hintergrund zu liefern. Hier ist die Absprache mit der Deutschlehrkraft der sinnvollste Weg. Davon werden auch die modernen Fremdsprachen profitieren.⁹ Später, im Lektüreunterricht, kann das Thema zentral werden. Und wenn dann in einer schriftlichen Arbeit zu Petron ein Schüler den Satz eines Freigelassenen

abiit ad multos durch „er guckt die Radieschen von unten an“ übersetzt (selbstverständlich mit grammatischer Kommentierung, so wie er es gelernt hat), dann hat sicher dieser Schüler das Unterrichtsziel erreicht.

Zum Schluss seien die Lernziele aufgelistet:

- Die Schüler wissen, dass jede Sprache nicht ein einförmiges Ganzes ist, sondern von den erwähnten vier Varianzen geprägt wird, und sie kennen für jede schlagende Beispiele.
- Die Schüler können scheinbar synonyme sprachliche Erscheinungen in die erwähnten Varianzen einordnen.
- Insbesondere wissen sie, dass die diaphasische Varianz in der Sprachbeherrschung zentral ist; sie kennen die Situationen, in denen Nähe- bzw. Distanzsprache verwendet wird und lernen in einem ständigen Prozess, in ihrer eigenen mündlichen und schriftlichen Kommunikation situationsgemäße Nähe- bzw. distanzsprachliche Ausdrucksformen zu verwenden.

Christian Seidl und Theo Wirth

- 1 Vgl. Th. Wirth/Ch. Seidl/Ch. Utzinger, *Sprache und Allgemeinbildung*, Zürich 2006, passim.
- 2 Abgesehen von der Tatsache, dass noch Cicero auch nach Langvokal und Diphthong ein Doppel-s schrieb (*divissio, caussa*), das erst später vereinfacht wurde; somit ist auch unsere angeblich „klassische“ Orthographie des Lateins eigentlich erst in nachklassischer Zeit entstanden.
- 3 Dies führte dazu, dass selbst der Klerus miserable Lateinkenntnisse hatte; berühmt geworden ist der arme Pfarrer aus der Gegend von Salzburg um 746, der Täuflinge mit der Formel taufte: *Baptizo te in nomine patri^a et fili^a et spiritus sancti*.
- 4 Die Endung des Dativ Singular der 1. Deklination ist in der Stadt Rom immer *-ai* bzw. jünger *-ae*, in den Landstädten Latiums findet man auch *-a*.
- 5 Niceros hat die Geschichte offensichtlich schon oft erzählt; er hätte also nicht mehr auf die Strukturierung des Inhalts achten müssen und stattdessen seine Worte etwas differenzierter wählen können.
- 6 *Die Weltwoche*, 34, 2008 <http://www.weltwoche.ch/artikel/?AssetID=20744&CategoryID=95> (7.9.2008).
- 7 Für Details vgl. den ausgezeichneten Aufsatz von Peter Koch, „Latin vulgaire et traits universels de l’oral“ in: Louis Callebaut (Hsg.), *Latin vulgaire – latin tardif IV*, Hildesheim/Zürich/New York 1995, 125–144.
- 8 Dass der Unterschied zwischen *reperire* und *invenire* in der unterschiedlichen Bedeutung liege, ist eine unter klassischen Philologen unausrottbare Erklärung; ein Blick in den „Thesaurus Linguae Latinae“ zeigt indessen, dass der Unterschied bloß diaphasisch ist.
- 9 Vgl. im Englischen die Bildungsweisen des Futurs bzw. die Kurzformen *à la I won’t*, im Französischen die Setzung bzw. Weglassung von *ne* usw.